

Dritter Preis

Amelie Riediger (Klasse 10)

Anders

Ich beobachte die Regentropfen am Fenster. Schnell prasseln sie an die Scheibe, langsam rutschen sie hinunter und schnell fallen sie auf den Boden herab. Seit Stunden sehe ich nichts anderes, während ich im Hintergrund meiner Musik lachende Mädchen und immer mal wieder die Schulklingel höre. In meinem Kopf kreisen Gedanken: Der Aufsatz, den ich noch schreiben muss, der Koffer, den ich noch packen muss, die Freundin, mit der ich noch dringend reden muss, der Mitschüler, dem ich noch etwas erklären muss, die Essenszeit, zu der ich pünktlich sein muss.

Plötzlich werden meine Gedanken von einer Tür unterbrochen, die hektisch aufgerissen wird. Die Träne, die an meiner Wange hinabrollt, verschwindet in meiner Haut, und meine Augen trocknen sich durch das Blinzeln, um das ich mich bemühe. „Kommst du?“, fragt mich eine gereizte Stimme. Sie will mich wohl kaum dabei haben, doch immerhin lässt sich das überspielen, im Gegensatz zu einem leeren Sitzplatz an meinem Tisch. „Ja, ich beeile mich!“, schiebe ich noch schnell zwischen die wieder zufallende Tür.

Wir schweigen uns an, während wir unter dem weinenden Himmel zum Essen gehen, genau wie auch an jedem anderen Tag. Und wie an jedem anderen Tag frage ich mich: Wann ist es wie zuhause?, doch nun - in einer scheinbar alltäglichen Situation - realisiere ich, dass es das nie sein wird. Der Gedanke an zuhause. Meine Mutter, die mich in den Arm nimmt, meine Schwester, die herumwirbelt, um mich zum Lachen zu bringen, meine Großeltern, wie sie sich um mich sorgen, meine beste Freundin, der ich all die schönen Dinge erzählen will, mein bester Freund, der sich auch all die unschönen Dinge anhört.

So sitzen wir mal wieder an diesem Tisch, derselbe, an dem wir schon seit Wochen sitzen, schweigen uns an, wie wir uns schon seit Wochen anschweigen. Vielleicht denkt sie das Gleiche, vielleicht braucht auch sie ihre Heimat, vielleicht vermisst auch sie das Gefühl von Geborgenheit, vielleicht vermisst ja jeder hier irgendetwas. Alleine sind wir hier doch alle, auch wenn wir angeblich eine große Familie sind. Mir fällt auf: Nicht jeder hier schweigt sich an und sieht traurig aus. Dort drüben, der Junge mit dem schwarzen Pulli, er lacht seine Freunde an, und das Mädchen dort in dem Kleid flüstert ihrer besten Freundin etwas zu. Sie wirken auf mich nicht allein, sondern angekommen. Ich traue mich kaum es auszusprechen, bringe es aber doch über die Lippen und frage das Mädchen vor mir: „Vermisst du das Gefühl von Familie?“

Stille. Von jetzt an werde ich wohl doch alleine sitzen, so erschrocken, wie sie mich nun ansieht, ganz verschre...

„Ja, schrecklich“, wird mir still und leise geantwortet. Ihre Augen verdunkeln sich, während sie in sich zusammensinkt. Es ist plötzlich so offensichtlich, dass auch ihr viel zu viel fehlt, um sich um anderes zu bemühen. Wie könnte sie auch nicht, denn auch sie lebt hier, kommt nicht von hier weg, ist allein.

Doch was ist Alleinsein? Ist es, wenn sie mich nicht fragt, bei sich zu sitzen, ist es, wenn jeder mich schräg ansieht, weil ich verloren mit dem Rücken zur Wand stehe, ist es, wenn ich in meinem Zimmer sitze und weine? Oder vielleicht ist es das auch nicht. Vielleicht reicht es ja, sich alleine zu fühlen, um allein zu sein, trotz unzähliger Menschen um dich rum.

Mit diesem Gedanken im Kopf stehe ich auf und gehe mit ihr zurück. Schon im Treppengeschoss lässt sich der Trubel erahnen, der mich begleitet, seit ich hier allein bin. Mädchen, die herumlaufen, die lernen, die lachen, die schreien, die singen. Ich beginne mich zu fragen, ob es Muster gibt, denn mir ist unklar, wie so viel Glück zwischen so viel Leere, so viel Ruhe zwischen so viel Stress sein kann. Zwischen all diesen Mädchen kann es kein Alleinsein geben, auch wenn wir nun mal alle allein sind. Es kann doch nicht Alleinsein sein,

wenn man sich gegenseitig erklärt, wenn man seine Kleiderschränke teilt, wenn man gemeinsam tanzt und singt, und besonders nicht, wenn man sich tröstet, sich therapiert, sich sorgt und kümmert. Doch ist es Freundschaft, ist es Liebe, ist es Sympathie oder ist es sogar doch Familie? Und wenn ja, ist das die Art von Familie, die wir hier brauchen? Während ich mich bemühe, meine wirren Gedanken zu ordnen, tippt mir jemand auf die Schulter. Eine Hand und etwas später erkenne ich das Gesicht dazu, das das gleiche ist, das mir seit Wochen beim Essen entgegensieht. Zögernd fragt sie „Hey, können wir reden?“ und in mir macht sich Wärme breit. Natürlich wusste ich noch nichts Genaues, doch sagte mir mein Kopf: Zusammen seid ihr weniger allein.